

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Krieg um Kriegen . . . . .	198

---

Nachdruck verboten.

---

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

**Abonnementspreise** (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; enter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.**

**Alleinige Anzeigen-Annahme** der Wechschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 10 809 u. 10 810.

## Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,

Gegr. 1876.

**BERLIN C. 19, Petriplatz 4,**

Gegr. 1876.

an der Gertraudenstrasse

vermitteln den Kauf aller Werte, die durch die neue Verbindung **Berlin-Konstantinopel** Beachtung verdienen.

## Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.

**BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.**

Gegr. 1869

Tel. Zentr. 2045 5004, 11 835.

Gegr. 1869

**An- und Verkauf von Wertpapieren.**  
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittelung von Hypotheken und Grundstücken.

**An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!**

## Mosse & Sachs

Bankgeschäft

**Berlin NW. 7, Unter den Linden 56**

Fernspr.: Zentrum 12450-12452.

Telegramme: Samosbank

**Filiale: Kurfürstendamm 192/194, im Hotel Cumberland.**

Fernsprecher: Steinplatz 9614-9635.

**Stahlkammer mit Safesanlage.**

**An- und Verkauf aller notierten und nicht notierten**

Telephon 1724.

**Wertpapiere im freien Verkehr.**

Telephon 1724.

**Nussbaum & Rothschild, Magdeburg, Bankgeschäft.**

## Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-TEE :: Abends n. d. Karte

Vornehme  
Konzerte.

**Kurfürstendamm 11**

Vornehme  
Konzerte.

Kurfürsten-  
damm 235

„**Königin**“

Kurfürsten-  
damm 235

**Weinrestaurant I. Ranges**

Täglich Konzert

□□

Täglich Konzert

Bei **Gicht**  
nimmt

**LITHIONWASSER**

nach Vorschrift des Geheimrats Dr. Jung. — 10 Flaschen Mk. 5.— Nachnahme.

**M. Knoll, Magdeburg 1, „Im Raben“.**



Berlin, den 27. Mai 1916.

## Krieg um Frieden.

Was war.

Vor hundertsechzig Jahren wagte die aus den Häusern Anhalt-Zerbst und Holstein-Gottorp stammende Großfürstin Katharina von Rußland, die Frau des Thronfolgers Peter Fjodorowitsch, sich in einen geheimen Briefwechsel mit dem Englischen Gesandten Sir Charles Williams. Der konnte an jedes dem Britenreich nützliche Gezettel die nöthigen Guinees wenden und Katharinens Augenblicksgünstling, den jungen Polen Stanislaus Poniatowski, aus dem Westen nach Petersburg zurückwinken. Also: ein wichtiger Mann. Auch ein gefährlicher: denn er will die Knoten und Knötchen franko-russischer Freundschaft lösen, dem jedem Britenherzen verhaßten Königreich Frankreich die Hilfe Rußlands entziehen und die Erben Peters des Großen dem Preußenkönig, Englands Schützling, verbünden. Der Briefwechsel (den Sergej Michailowitsch Gorjainow, der Direktor des russischen Reichsarchives und Verfasser des lehrreichen Buches „Le Bosphore et les Dardanelles“, ans Licht gebracht hat) mußte deshalb heimlich geführt und mit allen erdenklichen Listen vor Entdeckung geschützt werden. Kaiserin Elisaweta Petrowna, die selbst durch eine Verschwörung auf den Thron gelangt war, hätte jedes Trachten in Geheimbündelei grausam, ohne Schonung des Verwandtschafts-

bandes, gestraft. Die Briefe wurden nie mit Namen unterschrieben, durch Naryschkin und andere Vertraute befördert, die der Großfürstin (die von sich darin als von einem Manne sprach) mit der Antwort zurückgeschickt, die in Reichsämtern sitzenden oder am Hof lungierenden Personen (wie in Bismarck's Briefwechsel mit Gerlach) durch vereinbarte Spitznamen bezeichnet. Sie erweisen, daß Katharina schon 1756 den Plan hegte, mit dem Beistand zuverlässiger Gardeoffiziere den wirren Peter Fjodorowitsch aus ihrem Weg zu stoßen und selbst, als Herrscherin und Regentin, auf den Thron zu steigen, und daß damals sie, nicht ihr für Fröh schwärmer Mann, die stärkste Stütze des Wunsches nach Verständigung mit Preußen war. Williams ist ihr „der von der Vorsehung gesandte Schutzengel“, dem sie mehr als irgendeinem Andern zu Dank verpflichtet sein wird, wenn sie jemals die Krone der Monomachen trägt. Die läuderliche Elisaweta, die es noch im Krankenbett kaum allein aushält, kann nicht mehr lange leben. Aihemnoth, schreibt der Engländer; quälender Husten, Lusthunger und Wasser im Unterleib; sie fastet, um sich zur letzten Beichte zu bereiten. Ist Rußland dem Bund gegen Preußen noch zu entfremden? Sicher; der politische Wille des Vicelanzlers Woronzow hängt an der Höhe des Geldaufwandes. Wert tief in die Tasche greift und als Zahler nicht knickt, hat den Mann in der Hand. Und nach dem Tod Elisawetas kommt Alles schnell in Ordnung. „Sobald ich höre, daß es mit der Kaiserin zu Ende geht, lasse ich durch einen treuen Boten fünf Gardeoffiziere mit je fünfzig Mann antreten und fordere im Sterbezimmer dem Hauptmann, der die Leibcompagnie führt, den Huldigungsgeld ab. Mein Mann und mein Junge bleiben zusammen; sie brauchen nicht zu sehen, was geschieht. Die jüngeren Offiziere der Leibcompagnie sind mir ergeben, zwei oder drei unbedingt zuverlässig. Regt sich Widerstand, zeigen bestochene Leute Neigung in Ungehorsam, dann lasse ich sie, sammt den Schuwalow's und dem Dienst thuenenden Generaladjutanten, verhaften. Da mein Denken weitab von allem Bösen ist, spreche ich offen zu Ihnen und bitte Sie, Sir Charles, mir eben so offen zu sagen, ob ich Etwas vergessen, Wesentliches nicht vorausgesehen habe. Fliehen Sie zu Gott, daß er für diese Stunde mir einen freien Kopf gebel.“ „Sie fürchten für mich, lieber Freund? Ich danke Ihnen. Gewiß könnte es uns schlimm ergehen. Aber wir haben mit kleinen Leu-

ten zu thun, die nichts Kühnes wagen; und mehr als je gilt hier Machtavellis Satz, daß der Mensch selten von bösem Willen so voll ist, wie erß zum Schuß seiner Ruhe sein müßte. Deshalb bin ich nicht furchtsam. Dreimal wurde gestern die Kaiserin von Schwindel oder Ohnmacht umgeworfen; trotzdem war die Nacht gut, wie ich höre. Von drei Menschen, die nicht aus ihrem Zimmer weichen, werde ich mit Nachricht bedient. Keiner von ihnen weiß, daß der Andere für mich arbeitet. Wennß irgend möglich ist, steht die Kaiserin noch auf, schleppt sich an den Tisch und läßt sich sehen, damit man nicht glaube, sie sei dem Tod nah; aber sie ist ruhelos, ängstet sich, in ihrem Aberglauben, vor dem Kometen, hat die Wassersucht (Manche meinen, auch ein Krebsgeschwür) und mein erfahrener und kluger Chirurg ist überzeugt, daß ein Schlaganfall bald das Ende bringen werde. Ihre große Königin Elisabeth hat einst mit dem Zaren Iwan Wassiljewitsch, dem Schrecklichen, einen Vertrag abgeschlossen, den ich, mit ihrer Unterschrift, im moskauer Archiv sah. Iwan war ein Tyrann, doch ein Herrscher von ungemainer Willensstärke; und da ich entschlossen bin, den großen russischen Menschen so weit, wie angeborene Schwachheit es gestattet, nachzustreben, hoffe ich, daß auch mein Name eines Tages Ihr Staatsarchiv schmücken wird. Sie sind mein Freund und bester Bera her; nie kann ich vergelten, was Ihre großmüthige Hilfe mir geleistet hat. Doch bin ich erst oben, dann werde ich unermüdlich in der Abtragung meiner Dankeschuld sein und nichts unversucht lassen, was dem Königreich der Briten in den alten Rang und Glanz zurückhelfen kann. Rußland selbst muß ja diese Wiederherstellung Ihrer Macht wünschen. Und die Franzosen werden mich stets unter ihren Segnern finden. Dankbar freue ich mich Ihrer guten Meinung. Vielleicht aber überschätzt Ihre Freundschaft das Bruchtheilchen gefunden Menschenverstandes, mit dem der Himmel mich begnadet hat. Ganz gewiß bin ich nur zweier Triebe in mir: ich bin so ehrgeizig, wie ein Mensch zu sein vermag, und ich will Alles thun, was England nützlich werden kann. "Wollwichtig klingenden Gründen ist, leichter noch als sein Vertreter Woronzow, der Großkanzler Graf Alexej Petrowitsch Bestuschew zugänglich. Im Frühjahr 1756, als Ludwig der Fünfzehnte sich in das Bündniß mit Maria Theresia bequeme, die von Kaunitz, dem wiener Staatskanzler, erstrebte Koalition Frankreichs, Oester-

reichs, Rußlands gegen Preußen also fertig war, bat Bestushev den Englischen Gesandten, ihm, der mit seinen siebentausend Rubeln Gehalt nicht auskommen könne, vom Britenkönig einen reichlichen Jahresold zu erwirken. Er fühle, daß Englands Interesse in die selbe Richtung weise wie Rußlands: und könne drum vor Pflicht und Gewissen die Annahme des Soldes verantworten, der ihn anderer Fessel entbinden und ihm ermöglichen würde, die Lebenshaltung der Standeswürde anzupassen und nach bester Kraft beiden Reichen zu dienen. Williams ließ ihn ein Weilchen im Saft seiner Eier schmoren; sagte, bisher schulde England dem Großkanzler nur für winzigen Dienst Dank; doch er wolle dem Versprechen eines Mannes nicht mißtrauen, den die Großfürstin Katharina Alegejewna ihres Schutzes nicht unwerth achte. Im August (aus dem Haag hatte der Preußenkönig Friß von dem austro-russischen Ueberfallsplan Wind erhalten, dem Wiener Hof ein Ultimatum vorgelegt und den Einmarsch in Sachsen vorbereitet) bot Williams dem Grafen Bestushev einen Sold von zwölftausend Rubeln, der alljährlich, so lange Alezej Petrowitsch lebe, ausbezahlt sei. Wolff, Englands Konsul und Bankier in Petersburg, zahlte; und hörte aus dem Munde des entzückten Kanzlers das Gelöbniß, alles zur Vergeltung solchen Freundesdienstes Erdenkliche zu thun. Rußland aus dem Bund mit Oesterreich und Frankreich zu lösen, war nicht gelungen. Doch der Kanzler der Kaiserin Elisaweta Petrowna, die dicht vor dem Krieg gegen Preußen stand, erbat und erhielt von dem Britenkönig Georg, dem Schützer und Bundesgenossen Preußens, dem Haupt einer feindlichen Großmacht, eine bis ans Lebensende verbürgte Rente von zwölftausend Rubeln: als Entgelt der Verpflichtung, mit allen erlangbaren Mitteln Englands Vortheil zu fördern. Nach Rußlands Kriegserklärung schied Williams aus dem petersburger Amt; und tödete sich, zwei Jahre danach, selbst. Elisaweta, deren nahes Ende seine Briefe so oft angekündet hatten, überlebte ihn bis in den Januar 1762. Vier Monate danach schloß Zar Peter Fjodorowitsch mit Friß einen Friedensvertrag, dem sechs Wochen später ein Bündnißpakt folgte. Den bestätigte Katharina, als sie, nach Peters Ermordung, am vierzehnten Juli 1762, endlich, auf den Thron gelangt war, nicht; sie hatte keine Lust, schon ins Gedräng zu kommen; blieb aber bis ans Ende des Siebenjährigen Krieges neutral.

(Daß Bestuschew von England bestochen war, scheint erst durch den Briefwechsel Katharinas mit Williams bekannt geworden zu sein. Sonst hätten die ihm verfeindeten, mit Iwan Schuwalow und Michael Woronzow wider ihn wühlenden Gesandten Frankreichs und Oesterreichs, Marquis de l'Hôpital und Graf Esterhazy, die schändende Thatsache gegen ihn ausgenützt. Das Quartett begnügte sich aber mit kernloser Verdächtigung; blies das alte Lied von dem übermächtigen Minister, dessen Name heller als des Monarchen glänze, ins Ohr der Kaiserin. Die lud den Großkanzler zu sich; schalt die Krankheit, die ihn von der Absage entschuldigen sollte, Ungehorsam; ließ ihn, der nun doch kam, im Schloß verhaften, allen Aemtern und Würden, Titeln und Orden entkleiden und als Gefangenen in seine Wohnung zurück führen. Sein stärkster Freund, der Generalissimus Stepan Fjodorowitsch Apraxin, war ihm entfremdet und erlag, im August 1758, einem Schlaganfall, ehe Bestuschew gerichtet wurde. Der war dem Volk und den Truppen zwar, als ein leutsätiger Herr, lieber als die „verfluchten Schuwalows, die nur nach Monopolen angeln“, der Kaiserin und dem Thronfolger aber längst eine Last. „Einstweilen ist er in Haft; das Vergehen, das den Haftbefehl begründen könnte, sucht man noch“: sprach Feldmarschall Buturlin zu Katharina; die ein paar Tage lang bangte, sich aber beruhigte, als Bestuschew ihr auf Umwegen melden ließ, er habe alles Gefährliche verbrannt. In ihren Memoiren sagt sie: „Bestuschew wußte, daß mein Mann der ungeheuren Aufgabe, die ihm zufallen sollte, nicht gewachsen und ihm unfreundlich war. Er wollte in seiner Stellung bleiben und sah in mir, die das Vorurtheil gegen ihn überwunden hatte, vielleicht Rußlands einzige Hoffnung. Sein Plan war, nach dem Tode der Kaiserin dem Volk Peter als Zaren, mich als Mitregentin zu nennen und sich selbst zur Kanzlerwürde noch die Oberleitung des Heeres, der Marine, der drei Reichskollegien und der vier Garderegimenter zu sichern. Sein Anspruch war also fast schrankenlos. Ich hielt den Entwurf, den er mir zustecken ließ, für einen Röder und biß nicht an, weil ich voraussah, daß unter jedem häuslichen Streit mit meinem Manne, der mich nicht liebte, das Reich verdoen wæde. Diesen Entwurf, für den ich vom eigenmächtigen alten Herrn danken ließ, hatte Bestuschew noch zu rechter Zeit verbrannt.“ Er wurde des Hochverratheß angeklagt, ohne Beweis und gilt-

geß Verfahren zum Tod verurtheilt, begnadigt und auf sein Gut bei Moskau verbannt. Von dort rief ihn, den die Oeffentliche Meinung für einen unschuldig Verurtheilten, ein Opfer schöner Hofzettelerei hielt, Kaiserin Katharina nach Petersburg zurück; gab ihm den Titel des Feldmarschalls und hörte, bis er, im April 1766, starb, gern auf seinen Rath. Die Einzige, die ihn, seit Williams tot war, hochverrätherischen Planens überführen konnte, wollte auf die Hilfe des alten Schlaupfusses nicht verzichten.)

Das Versprechen, stets mit Frankreichs Feinden zu gehen, hat die Freundin Voltaires und der Encyclopädisten nicht erfüllt. Als die „Horde gekrönter Verschwörer“ (Marcellaise) auszog, die Französische Revolution zu bändigen, ließ Katharina ihr Heer zu Haus und trieb nur Preußen und Oesterreicher, die ihr in Polen auf die Finger guckten, gegen die Jakobinererben ins Feld. Und ihr Söhnchen, der tolle Paul, wandte mit wirrer Inbrunst sich zu Bonapartes hell strah'ender Sonne um. „Wer von Gott die Herrschermacht empfangen hat, ist verpflichtet, unermülich für das Wohl seines Volkes zu sorgen. Die Berechtigung der Staatsformen, in die sich die einzelnen Völker geschickt haben, will ich nicht erörtern. Wir wollen gemeinsam versuchen, der Welt die Ruhe zurückzubringen, die sie braucht und die des Ewigen unwandelbares Gesetz empfiehlt. Daß ich Frankreich als Republik anerkenne und mich mit ihrem Haupt in Gespräche einlasse, giebt mir erst die Möglichkeit, Oesterreichs, Englands und Preußens Ausdehnungsdrang zu hemmen, der das friedliche Behagen der Völker noch ärger stört als der Umsturz, dessen Schauplatz Frankreich war und ist. Ich schenke einer Hydra das Leben, damit nicht ringsum neue schuppige Ungethüme entstehen. Rußland und Frankreich sind durch so ungeheure Raumstrecken getrennt, daß sie einander niemals schaden, durch einträchtiges Handeln aber die anderen Mächte an der Stillung ehrgeizigen Machtgelüstens hindern können.“ Sprach Nikolai Alexandrowitsch so zu Felix Faure? Nein: Kaiser Paul zu Bonaparte. Der hat, auf dem Weg nach Egypten, die Jakobinerflotte vor Malta gezeigt; und damit den Briten ein Warnungssignal zugewinkt. Diese alte Melita, Karthagos Stützpunkt einst, dann Roms ostmediterrane Flottenstation, müssen sie haben. Im Herbst 1800 ist die Johanniterinsel des Leun Beute. Unerträglich (heult Paul); diese



Spitzbuben bereiten sich, das Türkenerbe in ihren breiten Schnapp-  
 sack zu stecken. Und er beräth mit Kostoptyhin den Plan, in Indien  
 den Engländern die Machtquellen abzugraben. Unerträglich  
 (knirscht Bonaparte); wider diese Räuberhorde muß ich den Nord-  
 landsbären in den Kampf heßen. Und er besinnt, schon 1801, den  
 franko-russischen Bund, der dem Erdkreis die pax gallica aufzwingen  
 könne. Was ist ihm noch Kaiser Franz? Ein Monarchenbild aus  
 dem überheizten Ehrensaal eines Museums. Den Zaren, der ihn  
 gestern den forsischen Usurpator gescholten hat, will er, muß er jetzt  
 für sich gewinnen und an ein festes Halfterband knüpfen. Flinck hat  
 er selbst sich in den Wahn überredet, daß nur durch solche Verknüpf-  
 ung die Ruhe Europas gesichert sei. „Alle im Mittelmeer und im  
 Schwarzen Meer interessirten Mächte müssen wünschen, daß Egypten  
 uns bleibe. Bald wird der Suezkanal fertig sein, der das Mittel-  
 meer dem Indischen Ocean verbindet. Rußland ist unser bester  
 Freund. Schon zittert der Brite. Wir behalten Egypten, besetzen  
 Madagaskar, herrschen in Mexiko, auf den Antillen und Guayana;  
 sind unwidderstehlich.“ Bis in die Dämmerung des Tages, der den  
 von Paul Petrowitsch, dann vom sanften Schwärmer Alexander be-  
 günstigten Traum in den moskauer Flammen verlobern sieht. Drei  
 Jahre danach funkelt an Alexanders, Franzens und Friedrich  
 Wilhelms Finger das Zeichen legitimer Verlobung: der Weihring  
 der Heiligen Alliance. Als das Jahrhundert ins zweite Viertel  
 tritt, herrscht in Peters Stadt ein neuer Mann; endlich wieder ein  
 Mann. Einer, der die Willenswurzel nicht von den Nerven ent-  
 kräften läßt. Nikolai Pawlowitsch hat Mancherlei, auch in London,  
 versucht; doch im Innersten nie an seiner Pflicht gezweifelt, den  
 Briten die Weltherrschaft zu wehren. Die scheint ihnen seit Tra-  
 falgar gewiß. Noch ist kein zu starkem Handeln fähiges Deutsch-  
 land (Der es schaffen soll, lernt bei Plamann just Brutus und Sall  
 als gemeine Mörder hassen); und Frankreich ist zu völlig von Nach-  
 suchts geblendet, um zu erkennen, daß es nur im Bund mit Frihens  
 Staat die zur Umgrenzung britischer Mächtiger nothwendige  
 Kraft finden könne. (Anfang und Ende des neunzehnten Jahr-  
 hunderts stehen unter dem selben Fatum: England erstarkt, weil  
 Frankreich und Preußen durch Feindschaft geschieden sind.) Niko-  
 lai läßt sich von Brunnow als das Oberhaupt eines Dreibundes  
 feiern, der in Orientihändeln freilich versagen müßte und dem es

in Wien und Berlin an moralischem Muth fehlt, der immerhin aber die Seemächte den Willen der konservativen Festlandsreiche achten und fürchten gelehrt habe. Läßt sich vom Grafen Nesselrode als neuen Heiland vergotten. „Die Macht Eurer Majestät hat die Griechen vor der Egyptianerplage bewahrt, Türken und Perser gezüchtigt, dem unheilvollen Bündniß des liberalen England mit dem Frankreich der Julirevolution die Wirkensmöglichkeit gefürzt. Eurer Majestät wichtigste Sorge galt dem Osmanenreich. Wo die Verfallsymptome sich zu solcher Fülle häuften, durfte der Weise sich nicht zu einer Territorialbürgschaft verpflichten. Stets aber haben Sie sich für die Integrität der Türkei eingesetzt und mit russischen Truppen sie am Bosphorus (gegen Ibrahim Pascha) vertheidigt. Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkiar-Iskelesi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der fremden Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jeden Angriff von der Seeseite sichert, verewigt in anderer Form das Wesen des alten Abkommens. Die erfreulichste Folge der Orientkrisis war aber die Auflösung des anglo-französischen Bundes, der nur unter dem Namen einer entente cordiale noch ein Weilchen hinkümmern konnte.“ 1850; im November. Drei Jahre gehen, noch vier Monde leuchten und blassen: da liest Nikolai die Kriegserklärung der wieder geeinten Westmächte (in deren Lager bald auch Oesterreich abschwenkt). Ehe Friede wird, stirbt der harte Gossudar; und über sein Grab hin hallen, nach drei Lustren, Gorischakow's Worte: „Der Krimkrieg und der Pariser Friede von 1856 waren die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen verhängnißvolle Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen.“ England ist übermächtig, Preußen eines wehrhaften Reiches scharfe Spitze geworden; und Paul's Hoffnung begrub der Malakowthurm.

Vor fünf und zwanzig Jahren ist sie aus der Steingruft auf-erstanden. Frankreich's Macht, hatte, nach Bismarck's Entlassung, Alexander der Dritte an den Rand eines Ministerialberathes geschrieben, darf nicht gemindert werden. Als Admiral Gervais aus Kronstadt heimgekehrt ist, unterzeichnen in Paris Mohrenheim und Ribot den franko-russischen Bündnißvertrag; und nach einer Anstandspause holt General Boisdeffre aus Petersburg die Militärkonvention. Marine? Daran denkt man noch nicht. Daß

Deutsches Reich ist nur auf dem Festland gefährlich zu verwunden; und gegen Britanniens Armada kämen die verbündeten Schaafelasten der nations amies et alliées doch niemals auf. Die Genossen des neuen Bundes fühlen (Frankreich in Tunis, Marokko, Senegambien, Dahomey, Siam, China; Rußland in Persien, Afghanistan, Tibet, im Mongolen- und Mandschureland) die Schlagkraft der Löwentage; können aber nur einmal hoffen, die königliche Bestie hinter Eisenstäbe zu pferchen: und der Weg in diese eine Gelegenheit wird ihnen von Berlin aus gesperrt. Freiherr von Marschall hat im Reichstag gerufen, Deutschland habe in der Südafrikanischen Republik das selbe Recht wie England und könne nicht erlauben, daß die Selbständigkeit dieser Republik angetastet werde. Danach und nach der Depesche an Krüger schien ein antibritischer Dreibund der Mächte möglich, die den Frieden von Shimonoseki durchgedrückt hatten. Irrthum. Deutschland läßt die pariser und petersburger Bündnißvorschläge nach London melden: enttäuscht Frankreich und Rußland und bleibt, als Burenfreund, Türkenprotector und Begünstiger des russischen Oranges in die Mandschurei, den Briten dennoch verhaßt. Herr Delcassé findet im Auswärtigen Amt keine Wahl mehr: um nicht, trotz dem Pakt mit Rußland, ohnmächtig zu scheitern, muß er sich mit England verständigen. „In der weiten Welt sehe ich nirgends zwei Länder, die so auf einander angewiesen sind wie Frankreich und England“: spricht Eduard der Siebente; später (zu Loubet): „Daß die Freundschaft unserer Länder sich fest einwurzele, ist mein heißester Wunsch.“ Achter April 1904: entente cordiale. Juni, Juli, August 1905: Flottenverbrüderung in Algier, Brest, Portsmouth. Gemeinsamer Groll schlägt von der franco-anglaise zur franco-russe die Brücke. Rußland ist an der Peripherie und im Centrum geschwächt; und das Deutsche Reich baut seit 1906 mit kaum noch bedächtiger Schnelle Dreadnoughts. Eduard weiß, wohin er gelangen möchte. Sein Vertrauensmann Sir Donald Macenzie-Wallace muß in Algier mit dem Russen Cassini die Frage erörtern, auf welchem Pfade dieses Ziel zu erreichen wäre. Zeichen und Wunder werden sichtbar: Rußland unterstützt am Bosphorus Englands Anspruch im Fall Sabah; drei russische Panzer ankern vor Portsmouth. Im März 1907; am letzten Augusttag wird der anglo-russische Vertrag (über Persien, Afghanistan, Tibet) unterzeichnet;

am zehnten Juni 1908 ist Eduard in Reval und zwei Tage danach hören wir, daß Iswolskij und Hardinge „auch über Indien und Makedonien ganz einig sind.“ Britanien, Frankreich, Rußland. Noch immer scheint's nicht genug. Die Triple-Entente sucht der Triple-Alliance die Genossen und Freunde abzufangen. Im Januar 1902, als Delcassé und Brinetti schon den accord fertig hatten, der den Franzosen Marokko, den Italienern Tripolis sichern sollte, ließ England noch merken, daß es eine Römerexpansion nach Tripolitarien nicht dulden werde; ein Jahr danach, ehe Eduard nach Neapel ging, hatte es Italiens „Recht“ auf Tripolitarien und die Kyrenaiska anerkannt. Zwischen London und Rom ist's nun wie zwischen London und Tokio: das Bündniß währt fort, doch seine Spitze richtet sich in West nicht gegen Frankreich, in Ost nicht gegen Rußland. Der Rest? Oesterreich-Ungarn und die Türkei. Mit Oesterreich war England bis in die Tage der Annexion Bosniens fast immer in Eintracht; das Mürzstieger Programm (Lamsdorff-Goluchowski) wurde in der Foreign Office gelobt, der Zwist über die makedonische Finanzkontrolle verhallte schnell und schon 1909 wurde leis wieder versucht, in Wien die gelockerten Fäden fester zu ziehen. Die Wellenstiche Crozier und Cartwright wußten genau, daß ihnen nicht mehr die Aufgabe zufiel, Oesterreich gegen Rußland zu stacheln. Je herzlicher der Verkehr der beiden Ostreiche wird, desto tiefer sinkt für Habsburg-Lothringen der Werth des Bundes mit Deutschland. Dem sind in der Türkei, seit auch Mahmud Schewket abgethan ist, alle Stützen weggebrochen. Entschlüpft ihm noch Oesterreich, dann ist's allein. Und nur hinter diesem Ziel ist Europas Ruhe vor Störung sicher. Paul Petrowitsch war ein irrer Tropf. Auch von einer Hydra droht Lebensgefahr. Der einen ihrer Köpfe zu mähen, muß jedes Schwert aus der Scheide. Kostet der Stahl, so ersetzt ihn fürs Erste wirksam noch Pfst.

So sah das Gebäude der Hoffnung aus; zu dem Furcht den Mörtel geliefert hatte. Die wachsende Schwierigkeit im Handelswettbewerb wäre dem Briten erträglich gewesen. Eine Kriegsflotte, deren Kohlenfassungsraum über den Narmekanal kaum hinausreicht und die deshalb, ehe ihr überseeische Kohlenstationen offen stehen, nur im Kampf gegen England verwendbar ist, ein an Zahl und Zucht gewaltiges Heer, das vom Endstück der Bagdadbahn aus einst nach Indien marschiren könnte, und die Freund-

schaft des Khalifen, der, mit so kräftiger Hilfe, in Asien und Afrika hundert Hindernisse, selbst von dem unter der Goldfarbe geschmeidigen Britenleu unüberspringbare, zu Schichten vermag: diese Häufung der Schädigungsmöglichkeiten schien unerträglich. Das Wachsthum deutscher Menschen- und Vermögensziffer, den Neubau deutscher Kriegsschiffe konnte England nicht hemmen. Was blieb? Der Versuch, ohne auffschrechendes Geräusch die Tragbalken deutscher Macht in Südosteuropa abzusägen. Eduard der Siebente hatte in engem Verkehr mit klugen Kaufleuten gelernt, daß die Sucht, den Geschäftspartner um ihm verheißenen Gewinn zu pressen, in der Welt großer Handelsunternehmung längst, als altmodisch und abschreckend, verrufen ist: und hat drum Haupt- und Staatsgrundsätze seiner Heimath (keine starke Militärmacht darf am Eingang ins Mittelmeer, keine als Land Nachbar einer wichtigen Britensiedelung geduldet werden) ohne zauderndes Bedenken aus dem Kodex englischen Rechtsbrauches gestrichen. Dieser gemächlich rechnende König, in dem nichts vom Wesen genialer Schöpferkraft war, hat die Genossenschaft, die ihn nothwendig dünkte, bar stets, wie ein in Genieland Gezeugter, bezahlt. Statt ihr, wie Palmerston den Franzosen, Beaconsfield den Russen, jeden Kolonialgebietsstücken, wenns irgend ging, aus den Zähnen zu reißen, hat er der Französischen Republik den Weg nach Fez gewiesen und dem Herrn aller Reussen im Perserland einen fruchtbaren Weideplatz eingeräumt. Weil er in West und Ost ein Schwert und einen Schild gegen deutsche Bedrohung zu brauchen glaubte und die Nothhelfer gesättigt und durch den von seiner Gnade gewährten Machtzuwachs dem Deutschen Reich erst recht verfeindet sehen wollte. Im vierten Jahr seiner Regierung spricht der Leiter der Foreign Office, Sir Edward Grey (dem der König nicht gern die durch den Wahlsieg der Liberalen bedingte Nachfolge Lansdownes überlassen hat), im Unterhaus des Parlaments: „Ich bin dafür, daß England und Rußland sich auf der Basis der Vernunft und der Ehrlichkeit über alle Fragen, die ein gemeinsames Interesse berühren, verständigen, und werde mit diesem Wunsch fallen, wenn das Unterhaus ihm die Erfüllung versagt.“ Die Mehrheit stimmt ihm (am vierten Juni 1908) zu. Am zehnten Juni empfängt Nikolai Alexandrowitsch (mit Frau und Mutter) den König und die Königin von England in Reval; die Regierungen sind durch JS-

wollstijund Sir Charles Harbidge vertreten. Eduard spricht: „Ich bin gewiß, daß der neue Vertrag (vom einunddreißigsten August 1907; über Persien, Afghanistan, Tibet) das Band, das die beiden Völker umschlingt, noch fester knüpfen und uns gestatten wird, wichtigen Zukunftsfragen in Freundschaft eine befriedigende Antwort zu finden.“ Damals sagte ich hier: „England, Frankreich, Rußland: ein neuer Dreibund. Ein längst voraussehender. Nur von denen nicht vorausgesehen, die sich von dem widrigen Rummel der Zeitungsmacher-, Bürgermeister- und Pfarrer-Besuche blenden ließen und hofften, über des Königs Haupt hinweg in die Gunst des Inselvolkes klettern zu können. (Schämt sich heute denn Keiner von den Versöhnungschlemmern, die bei Lachs und Roastbeef, Hammel und Pudding Weltgeschichte zu machen wähnten und nicht merkten, daß Verachtung sie schlemmen und schlürfen sah?) Ein ungeheures Ereigniß. Wers vor zwanzig Jahren, noch an Wilhelms Sarg, prophezeit hätte, wäre ausgelacht worden. Die alte Kluft zwischen britischer und russischer Orientpolitik ist überbrückt; dreißig Jahre nach dem Berliner Kongreß. Rußland muß von asiatischem Verlust in Europa entschädigt, Italien dem alten Bund entfremdet werden; und die Imperien, die mit Buddhisten, Schintoisten, Sonnenanbetern zu rechnen haben, müssen die Schwächung des noch allzu bündnißfähigen Islam wünschen.“ Diese Sätze sind vor acht Jahren hier veröffentlicht worden. Fünf Wochen danach kam im Türkenheer zu offenem Aufruhr. Abd ul Hamid fällt. Der Erbgang ins Herz der Osmanenherrschaft scheint offen. Kiderlens irrlichteltrender Wille langt nach Agadir. Rom fürchtet, Marokko könne den Franzosen noch entgleiten, dadurch der franko-italische Vertrag hinfällig werden: und sichert schnell sich deshalb das libysche Land. Auf diesen Zugriff folgt, wie auf Zwiebelgeruch die Thräne, der Balkankrieg, erster und zweiter Theil; und Alles, was in Ost und West seitdem geschah.

Weil Deutschland eine Seewaffe schmiedete, die nur gegen Britantien brauchbar schien (und die, wenn der Vater friedlich blieb, der Sohn zu Kriegsdrohung schwingen konnte), hatte England sich der Französischen Republik verbündet. Weil Deutschland dieser Republik, ders 1880 Marokko zugesagt hatte, den Weg nach Fez sperrte, den Verdacht schuf, es wolle sich selbst am Mittelmeer, an Englands Weizeneinfuhrstraße, dräuend lagern, weiß dann, statt

sich mit Frankreich, mit dem dazu willigen Delcassé oder mit dem Bankpiffikus Rouvier, zu verständigen, durchaus eine Konferenz erstrebte, auf der seinen Gegnern die Mehrheit sicher war, konnte der Versuch (auch ein wenig läppischer als Tattenbachs), England in Algeras von Frankreichs Seite zu schmeicheln, nicht gelingen. (Um dritten Februar 1906 sagte Graf Tattenbach, Deutschlands Zweiter Bevollmächtigter, zu Nicolson: „Alles Wesentliche hat das Abkommen mit Frankreich Ihnen ja nun eingebracht. Nützen Sie jetzt die Konferenz als eine Gelegenheit, die nie wiederkehrt: lassen Sie die Franzosen laufen und verständigen Sie sich mit uns!“ Seit Grey in dem Bericht Nicolson's, der Jahre lang der Feind französischer Marokkopläne gewesen war, diese plumpe Verleitung in Untreue fand, seit deutscher Irrthum ihm die Haltung Nicolson's gar noch verdächtigt hatte, trieb Ehrgefühl ihn in den Entschluß zu Schrofheit, die seinem Wesen ungewohnte Last ward. Er forderte alle Vertreter Englands auf, den Regierungen, denen sie beglaubigt seien, zu melden, daß den Franzosen die Britenhilfe auf der Konferenz unter allen Umständen gewiß sei.) Damals erst verlobte Sir Edward sich der Politik seines Vorgängers Lord Lansdowne und seines Unterstaatssekretärs Sir Charles Hardinge: aus dem franko-britischen und dem franko-russischen Bündniß einen Dreibund, einen Wall gegen deutsche Geschäftsstörung, zu machen. Die wurde den Lesern der Konferenzberichte der Alb Europas. In der Indépendance Belge sagte Herr de Marès: „Die für das Deutsche Reich bittere Lehre von Algeras kann der gesitteten Menschheit Nutzen und Glück stiften, weil sie zeigt, daß gegen das so rasch in hohen Wohlstand aufgestiegene deutsche Volk nirgends sich Haß oder Neid ballt, daß die Völker Europas aber entschlossen sind, neuen Einschüchterungsversuchen der in Berlin Regierenden nicht nachzugeben. Diese Herren müssen auf selbstsüchtige und kleinliche Politik verzichten, wenn sie wünschen, daß Deutschland geachtet, geliebt werde und in der Welt die Hauptrolle spiele, die das Schicksal ihm vorbehält.“ Den Sätzen des Belgiers haben damals unsere Freunde selbst zugestimmt: Goluchowski und Lehrenthal, Visconti-Venosta und San Giuliano. Ueberall wurzelte sich der Glaube ein, Deutschlands Volk wende sich von dem seltsam flackernden Willen der Regierung in freiere Aussicht. Und Sir Edward, der nicht eine Stunde lang der blinde

Wüstir, der eduardischer Politik gewesen war, wagte offenes Bekenntniß zu Pazifizismus: Friedenssicherung durch Verträge.

Auf die Verblüffung durch Deutschlands Panthersprung nach Agadir folgte eine in Mansion House als Nachtschwürze servirte Unverschämtheit: die Rede des Schatzkanzlers und Demagogen Lloyd George, die das Deutsche Reich grober Undankbarkeit und unerträglichen Dünkels zieh. Bald danach aber drangen aus Westminster die holdesten Klänge der Hirtenchalmel in unser Ohr. Sir Edward Grey sprach: „Deutschlands Kraft ist die beste Bürgschaft gegen den Versuch anderer Länder, ohne Rechtsgrund mit diesem starken Reich Streit zu suchen. Die Oeffentliche Meinung Deutschlands kann aber nicht verkennen, daß eine Nation, die über das größte Heer der Erde verfügt, die eine große Flotte hat und eine noch größere bauen will, mit der Furcht friedlicher Mächte rechnen muß, dieses Heer und diese Flotte könnten zum Angriff benutzt werden. Deutschland, das auf seine Stärke stolz sein darf, muß deshalb, wie mir scheint, alles ihm Mögliche thun, um den Verdacht zu entkräften, daß es einen Angriff vorbereite. Wir haben den ernststen Wunsch, mit dem Deutschen Reich als mit einer gleichberechtigten Macht zu verkehren; wir denken nicht daran, ihm in den Weg zu treten, auf dem es zu friedlicher Vereinbarung über afrikanische Gebietsheile zu kommen hofft; und ich werde, was ich irgend vermag, thun, um unser Verhältniß zu diesem Reich zu bessern.“ Herr Bonar Law, Balfours Nachfolger an der Unterhausspitze der Konservativen Partei: „Wir gönnen dem Deutschen Reich den Platz, den es sich auf der Erde erobert hat, und trachten nicht, es an neuer Vergrößerung zu hindern.“ Lord Lansdowne, Greys Vorgänger im Auswärtigen Amt, der mit Delcassé die Entente Cordiale beschloffen hat: „Greys Rede ist eine der bedeutendsten, die je von der Lippe britischer Minister kamen. Ich glaube, daß in Deutschland, wie in Britanien, der Wunsch nach freundlichem Verkehr und nach ruhiger Beantwortung der noch schwebenden Fragen fortlebt.“ Viscount Morley, der Biograph Cromwells und Burkes, Walpoles und Cobdens, als Greis noch der kühnste Denker des Oberhauses, rühmt den Kollegen Grey als einen der weisesten Leiter des internationalen Britengeschäftes und spricht dann: „Deutschlands rascher Flottenbau erzwingt, weil er auch uns große Ausgaben aufbürdet, unsere Wachsamkeit; darf



uns aber nicht das Gefühl herzlicher Freundschaft für ein Land rauben, dessen Ehrgeiz nicht nur verständlich ist, sondern sogar erhaben genannt werden kann. Ein Volk, das auf allen Gebieten so ungemaine Fortschritte gemacht hat, muß sich Raum wünschen, auf dem der im alten Haus überschüssige Theil gedeihen kann, ohne sich von seinem Volksthum, von den hohen deutschen Idealen zu lösen. Und an solchem Raum fehlt es ja unter der Sonne nicht.“ Draußen war Revolution in China, wo brittisches Mißtrauen gegen Nordamerika und Japan auf der Wacht sein muß; draußen ist: italo-türkischer Krieg, in dessen sachten Donner schon der Wolkenvortrupp des Balkangewitters hineindröhnt; und Rußland, das sich zu europäischer Aktion noch nicht stark genug dünkt, doch wieder an dem Schloß seines Südmeerkaisers zu zerren beginnt, bringt in Ostasien und Persien durch ungestümes Handeln den auf Musulmanenfreundschaft angewiesenen londoner Partner in arge Verlegenheit. Die Pflicht, in der Nordsee die stärksten Geschwader in steter Bereitschaft zu halten, wird von England, das seine Schiffe morgen in südlicheren Gewässern brauchen kann, als drückende Last empfunden. Gründe genug, zu Deutschland, über Deutschland würdig und höflich zu sprechen. Die Tonart währt fort. Und Mancher glaubt, in beiden Ländern, den Frieden gesichert, als das Deutsche Reich die (von England gewollten) Folgen der Balkankriege auf sich genommen hat. Die mächtigende Vernunft und wohlwollende Redlichkeit des Ministers Grey wird uns laut gepriesen; seine fairness Franzosen und Russen als vorleuchtendes Muster gezeigt. Fürst Bülow schreibt (in einen Aufsatz über „Deutsche Politik“): „Es wäre thöricht, die englische Politik mit dem zu Tod gehezten Wort vom ‚perfiden Albion‘ abihun zu wollen. In Wahrheit ist diese angebliche Perfidie nur ein gesunder und berechtigter nationaler Egoismus, an dem sich andere Völker, eben so wie an anderen großen Eigenschaften des englischen Volkes, ein Beispiel nehmen können.“ Der Hochadel, heißt's, war uns feind; mit dem liberalen England, dem bürgerlichen, kamen wir rasch in Ordnung. Nur: alle Empfehlung von Schiedsverträgen und Wehrmachtcontingentirung dünkt die Berliner noch immer ein buntes Wortnetz, das den Völkern das Gesichtsfeld verhänge. Zwar hat Kant zu Preußen gesprochen: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen

von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rath gezogen werden. Der ewige Friede ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziel beständig näher kommt. Der Handelsgelbst, der mit dem Krieg nicht zusammen bestehen kann, bemächtigt sich früher oder später jedes Volkes. Weil die Geldmacht wohl die zuverlässigste sein möchte, sehen sich die Staaten gedrungen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittelungen abzuwehren, gleich als ob sie deshalb in beständigen Bündnissen ständen.“ Doch dieser Immanuel hatte ja auch den Föderalismus freier Staaten gefordert, deren bürgerliche Verfassung republikanisch sein müsse. Ein Träumer also; ein Weltfremdling. Als Herr von Bethmann dem Reichstag von deutsch-britischen „Pourparlers“ erzählt hat, die „von freundschaftlichem Geist getragen waren“, antwortet, am dreizehnten März 1911, Sir Edward Grey. Er liest dem Unterhaus die wichtigsten Sätze aus der Rede des Kanzlers vor, stimmt ihnen mit frohem Lob zu, giebt der Hoffnung Ausdruck, daß guter Wille die Möglichkeit allseitiger Wehrmachtbegrenzung finden werde, rühmt laut den Nutzen internationaler Verträge und läßt die Hörer ahnen, daß ein anglo-amerikanischer Schiedsvertrag vorbereitet wird. Den preisen Jubelchöre. Der Lord Mayor von London organisiert die Begeisterung. Zu den in der Albert-Halle lauschenden Massen spricht der Präsident der Vereinigten Staaten durch den Mund seines Volschasters; und Premierminister Asquith erwidert ihm im Ton eines bis auf den Grund der Seele von festlicher Freude Erfüllten. Aus Berlin aber weht eine kalte Brise durch den Ärmel. Die Duplik des Kanzlers ist mit Bedenken gespickt; schwankt zwischen Härte und Ironie. Wird zuerst von Lord Roberts, dann von Delcassé gerühmt; weil sie England und Frankreich an die Pflicht mahne, ihre Rüstung bis an die Grenze des Möglichen zu strecken. Alle Nationalisten empfehlen, an der Themse, Nema, Seine, ihren Volksgenossen, dem deutschen Muster nachzustreben. Die Rede sollte vernünftig klingen, nicht unfreundlich. Doch Britaniens Ohr hört nur das schroffe Nein, das den Vorschlag Greys barsch von der Schwelle weist. Die Liberale Partei ist verstimmt und muß von der Konservativen das Spottwort hinnehmen, süßer Kindertraum habe sie geäfft. „Das Deutsche Reich lacht unseres Wunsches nach

Verständigung; will seine Seewehrkräftigen, bis sie unserer gleicht. Alle anderen Völker sehzen nach Frieden. Der Ruhestörer wohnt, der Erzfeind arbeitsamer Menschheit, in Berlin. Der schwenkt, bis er sich stark genug fühlt, die Friedensfahne: und überfällt uns dann mit Begehren, das dem Inselreich Krieg oder Demüthigung aufzwingt. Wäre es mit seinem Besitzstand, seiner (rascher als je zuvor eine aufgeblühten) Wirthschaft zufrieden, dann hätte es unseren Vorschlag gern angenommen.\* So war schon vor Ugadir Englands Oeffentliche Meinung. Danach? Unserem Kamerun wurden Zaden und Zipsel angeflickt, in deren Klima der Europäer nicht arbeiten kann, der Kongoneger zu Arbeit gepeitscht werden muß. Und seitdem ist's, als sei der Schlaf der Welt gemordet. Balkanbrand; dessen Löschung von den in der Wilhelmstraße Gebietenden als das Meisterwerk Greys, seiner unbefangenen Gerechtigkeit verherrlicht wird. Das ermuthigt den stillen Mann zu neuem Versuch. Sein Freund Halbane geht; und kehrt hoffnungslos heim. Deutschland stärkt seine Rüstung; fordert einen Vermögenstheil als Wehrbeitrag. San Giuliano läßt in London melden, der austro-deutsche Plan, dem Serbenreich den Ertrag des Bukarester Friedens zu nehmen, sei, im Sommer 1913, an dem Widerspruch Italiens zerschellt. Sorge furcht den feinen Grüblerkopf Grey, der nie Feuerbrand war. Wird nie wieder Ruhe?

Niemals wieder. Ein Jahr später, als auf österreichischem Boden zwei Oesterreicher serbischen Stammes den slawenfreundlichsten Erzherzog, Franz Ferdinand, gemordet haben, antwortet, in Halbanes Zimmer, Sir Edward auf die Frage eines Deutschen, ob das Gerücht von einem franko-britischen Marinevertrag Wahrheit künde: „Nein. Nichts solchem Vertrag Aehnliche ist; wird auch nicht sein. Unsere Freunde haben manchmal Wünsche, die wir nicht erfüllen können. Nicht das kleinste Wörtchen verpflichtet uns der Französischen Republik zu Waffenhilfe irgendwelcher Art.“ (Der Brief Poincarés an King George und die ausweichende Antwort des Königs haben Grey's Angabe als unzweifelhaft wahr erwiesen.) „Wir brauchten nicht vor Friedensgefährdung zu zittern, wenn auch Deutschland stets mäßigend auf das Verlangen seiner Freunde einwirkte; so, zum Beispiel, jetzt in der serbischen Sache.“ Die hilft den Engländern, die zuletzt, nach allen anderen Höfen, das Haus Karageorgewitsch aus dem Bann

gelöst, den König Peter nie durch Wohlwollen verwöhnt, immer die Bulgaren begünstigt haben, noch nicht das Blut. Ultimatum und Kriegserklärung in Belgrad; deutsche in Petersburg und Paris. Am dritten August 1914 spricht der Staatssekretär des londoner Auswärtigen Amtes im Unterhaus. „In allen Krisen der letzten Jahre ist uns gelungen, den Frieden zu wahren. In der von gestern und heute nicht: weil an Stellen, die ich nicht bezeichnen will, das Streben nach schneller Entscheidung stärker war als die Scheu vor einem Krieg. In Eintracht mit dem Ersten Minister habe ich hier oft versprochen, im Fall einer Kriegsgefahr das Parlament zu fragen, welche Haltung es dem Reich empfehle. Kein Vertrag, kein geheimes Abkommen bindet uns; wir dürften nicht wagen, das Haus mit verhelmlichter Pflicht zu überfallen, durch deren Verleugnung Britanniens Ehre besleckt würde. Wie in der bosnischen, so haben wir auch in der serbischen Krisis, bis gestern, nichts Anderes zugesagt als Unterstützung mit Diplomatenmitteln. Während in Algiesira um Marokko gestritten wurde, habe ich auf eine Frage geantwortet: ich dürfe glauben, daß Englands öffentliche Meinung sich für unseren Beistand in einem Krieg aussprechen würde, den Frankreich als eine Folge seines mit uns geschlossenen Vertrages erleiden müsse. Damals habe ich auch Besprechungen französischer mit britischen Offizieren des Landheeres und der Marine erlaubt; mit deutlichem Nachdruck aber betont, daß dennoch beiden Regierungen die Freiheit des Handelns ungeschmälert bleibe und keine zu Gemeinschaft und Hilfeleistung verpflichtet sei. Die selbe Auffassung vertrat ich in der Agadir-Krisis. Und im November 1912 schrieb ich, mit Wissen und Willen des Kabinetts, das die politische Lage erörtert hatte, an den Französischen Botschafter: „Sie wissen, daß die Berathungen, die im Lauf der letzten Jahre Sachverständige aus Ihren und unseren Heeren und Flotten mehrmals vereinten, die Freiheit beider Regierungen nicht hemmen, beiden den Entschluß wahren sollten, einander Waffenhilfe zu gewähren oder zu weigern. Weder Ihre noch unsere Flotte ist für den Kriegsfall zu Eingriff verpflichtet. Mit Ihnen, lieber Botschafter, stimme ich in dem Wunsch überein: wenn Frankreich oder England triftigen Grund hat, einen nicht verschuldeten Angriff oder allgemeine Friedensstörung zu erwarten, sollen beide Regierungen gemeinsam erwägen, was zu thun sei, um den Frieden zu erhalten oder dem Angriff zuvorzukommen.“ Wir sind

also frei; und frei kann der Wille des Unterhauses walten. Auch ist diesmal nicht, wie in den Marokkokrisen, der Streit aus einem Vertrag entstanden, der uns in diplomatische (nicht in militärische) Unterstützung verpflichtete. Weniger noch als anderswo wünscht in Frankreich Volk und Regierung, wegen des austro-serbischen Zwistes in Krieg zu gerathen; doch die Ehre zwang in Erfüllung der vom franko-russischen Vertrag umgrenzten Pflicht. Wir kennen die Einzelbestimmungen dieses Vertrages noch heute nicht und sind an keine irgendwie ähnliche Pflicht gebunden. Frankreichs Flotte ist jetzt im Mittelmeer; seine Nord- und Westküste, weil sie von uns nichts zu fürchten hat, ohne jeglichen Schutz. Sollen wir ruhig zusehen, wenn in diesem Krieg, in dem Frankreich nicht der Angreifer ist, eine fremde Flotte durch unseren Kanal fährt und die französischen Küsten beschleht? Mein Empfinden sagt: Nein. Aber ich will dieses Empfinden keinem Menschen aufdrängen, will die Entscheidung völlig diesem Hohen Haus überlassen und die Dinge, ohne jede Sentimentalität, nur von der Warte britischen Interesses aus prüfen. Bleiben wir zwischen den Kämpfern neutral, dann wird die französische Flotte vielleicht heimgerufen. Die selbst für neutrale Länder schon ungeheuren, in ihrer Entwicklung unabsehbaren Folgen des Krieges können uns plötzlich zwingen, Lebensinteressen mit der Waffe zu vertheidigen. Italien, das noch neutral ist, weil es den Krieg als einen Angriffskrieg Oesterreichs und Deutschlands ansieht, denen es nur zum Zweck der Vertheidigung Beistand zugesagt hat, kann sich zugleich mit uns zu Eingriff genöthigt glauben. Wie würde dann die Lage im Mittelmeer, dessen Handelswege Hauptadern unseres Reichskörpers sind? Die Geschwader, die wir dort halten, sind zu schwach, um jeder Koalition trohzen zu können; stärkere hinzuschicken, wäre dann nicht mehr möglich. Wir hätten gezaubert, bis unserem Reich Lebensgefahr drohte. Weil Frankreich sofort wissen mußte, ob es auf unsere Hilfe zählen dürfe, habe ich seinem Botschafter gestern gesagt: Ich bin zu dem Versprechen ermächtigt, daß unsere Flotte den Küsten und der Schifffahrt Frankreichs jeden möglichen Schutz gewähren wird, wenn sie von der durch die Nordsee und den Kanal steuernden deutschen Flotte bedroht werden. Nur für diesen Fall gilt das Versprechen, das, wie jeder Beschluß der Regierung, vom Parlament bestätigt werden muß. Zu diesem eingeschränkten Versprechen tritt nun die Pflicht, Belgens Neutralität zu schützen.

Im Jahr 1870 hat der Bundeskanzler Graf Bismarck versichert, er werde sie achten, wenn das französische Heer nicht in Belgien einbreche. Herr Gladstone, der damals für die Regierung Seiner Majestät im Unterhaus sprach, schien der Einbruch in das seit 1839 neutralisirte Belgien, das schlimmste Verbrechen, das die Geschichte auf ihren Blättern verzeichnet hat; und er sagte, das mächtige England würde, wenns ruhig zusähe, der Sünde mitschuldig. Jetzt habe ich auf meine Frage, ob Belgiens Neutralität vor Verletzung sicher sei, aus Paris eine bejahende, aus Berlin keine Antwort erhalten. Heute hat der König der Belgier unseren König gebeten, Diplomatenmittel für Belgiens Unabhängigkeit einzusehen. Die ist für uns eine Lebensfrage; und nicht nur durch Gebiets schmälern gefährdet. Die westeuropäischen Kleinstaaten haben keinen anderen Wunsch als den, in Ruhe und Unabhängigkeit weiter zu leben. Frankreich wird sich mit oft bewährter Kraft, mit tapferem und klugem Patriotismus vertheidigen. Wenn es aber besiegt, aus der Großmachtstellung geworfen und dann Belgien, Holland, Dänemark vom Sieger abhängig würde: wäre so gewaltige Vergrößerung fremder Macht nicht, wie auch schon Gladstone erkannt hat, eine ernste Gefährdung unseres Reichsinteresses? Trügen würde die Hoffnung, jetzt still sitzen und am Ende des Krieges, mit geschonter Kraft, die Dinge nach unserem Willen gestalten zu können. Entziehen wir uns der von Ehre und Interesse zugleich empfohlenen Pflicht, Belgien zu schützen, dann verlieren wir die Achtung der Welt: und davon kann materielle Macht niemals entschädigen. Hüten Sie sich auch vor dem Glauben, irgendeine europäische Großmacht, mitkämpfend oder neutral, werde am Ende dieses Krieges allein stark genug zu entscheidendem Eingriff sein! Treten wir, mit der zum Schutz unserer Küsten und unseres Handels ausreichenden Flotte, jetzt in den Kampf ein, so wird unser Interesse kaum viel mehr leiden als durch Verharren in Neutralität. Die würde, weil der Handel allmählich, in dem Ringen großer und reicher Völker um Leben und Tod, aufhören müßte, uns so entkräften, daß wir am Ausgang nicht das Kriegsergebniß zu ändern vermöchten. Unsere einzigen Pflichten sind die in dem belgischen Neutralitätsvertrag und die gestern in meinem Brief an den Französischen Botschafter umschriebenen; andere haben wir nicht. Sie aber wehren uns die Verkündung unbedingter Neutralität. Kümmern wir uns nicht um Belgien,

um unsere Mittelmeerinteressen, um Frankreichs Zukunft, dann verlieren wir Ruf und Namen, werden verächtlich; und müssen dennoch der ärgsten Wirthschaftschädigung gewärtig sein. Weil wir wissen, welche Fülle von Schmerz und Elend dieser entsetzliche Krieg dem ganzen Erdtheil bringen, wie furchtbar er, durch den Angriff feindlicher Schiffe, gerade uns und unseren Handel, viel mehr als den continentalen, peinigen wird, haben wir alles für die Wahrung des Friedens Erdenkliche gethan und, bis in die letzte Stunde, sogar unmöglich Scheinendes versucht. Mit Betrübniß muß ich sagen, daß all unser Mühen fruchtlos war. Deutschland ist schon im Krieg gegen Rußland. Nun bauen wir unsere Hoffnung auf den Muth und die Ausdauer des Volkes.“

Am letzten Julitag hatte Grey an den Botschafter Goshen nach Berlin telegraphirt, er werde sich für jeden vernünftigen Einigungsvorschlag Deutschlands und Oesterreichs in Petersburg und Paris einsetzen und, wenn solcher Vorschlag dort abgelehnt werde, in den Hader und dessen Folgen sich nicht mehr einmischen. Das habe er morgens dem Fürsten Schnowsky gesagt; Goshen solls dem Kanzler und dem Herrn des Auswärtigen Amtes wiederholen. Noch wichtiger war die Botschaft, die Goshen am dreißigsten Juli in die Wilhelmstraße getragen hatte. „Sie müssen dem Kanzler in allem Ernst sagen, gemeinsame Arbeit im Dienst des Friedens sei das einzige Mittel, das England und Deutschland in freundlichem Verkehr erhalten könne; durch solche Arbeit werde unser Verhältniß *ipso facto* verbessert und gekräftigt. An unserem aufrichtig guten Willen wirds nicht fehlen. Wird Europas Friede gewahrt und die Krisis ohne Schaden überwunden, dann werde ich mit meiner Person für ein Abkommen eintreten, dessen Partner das Deutsche Reich werden und indem es die Bürgschaft finden kann, daß Frankreich, Rußland, England niemals, weder gemeinsam noch einzeln, eine gegen Deutschland und dessen Bundesgenossen aggressive oder feindselige Politik treiben werden. Dafür habe ich mich schon während der letzten Balkankrisis mit aller Kraft bemüht; und da Deutschland nach dem selben Ziel strebte, hatte das Verhältniß sich merklich gebessert. Noch aber war der Gedanke zu utopisch, um der Keim klarer Vorschläge werden zu können. Kommen wir jetzt über die Krisis, die schwerste, die Europa in Menschenaltern erlebte, heil hinweg, dann, hoffe ich, wird das Aufathmen der von Sorge Befreiten so günstig auf die Ge-

sammtstimmung einwirken, daß die Mächte sich in fester bestimmte Vereinbarung, als bisher möglich war, schaaren werden.“ Am nächsten Morgen, während Grey mit Lichnowsky spricht, liest Goschen dem Kanzler diese Depesche vor; und läßt ihm, dessen Sorge sich ganz der russischen Grenze zugekehrt hat, eine Abschrift des Angebotes. Verkündung des Zustandes der Kriegsgefahr; Ultimatum an Rußland. Am ersten August schreibt Grey, Englands Gefühl und Interesse fordere die Achtung der Neutralität Belgiens. Am vierten läßt er fragen, ob nicht noch möglich sei, die deutschen Truppen aus Belgien zurückzuziehen. Nein. Ob in der Frist bis zur Mitternacht ein anderer Bescheid erwogen werden könne. Nein. Die stärkste Militärmacht an Belgiens Küste, im Besitz der Pistole, die sich gegen Britanniens Herz richten kann? Granville und Salisbury, Gladstone und Lansdowne hätten in solchem Vordrang Kriegserklärung gesehen. Grey denkt wie sie. Und Goschen erbittet für sich und seine Gehilfen die Pässe. Als er sie hat, geht er, wider allen Brauch, noch einmal zum Kanzler. Um einen letzten Versuch zur Friedensrettung zu machen? Vergebens. Der erregte Kanzler überschüttet ihn, zwanzig Minuten lang, mit Klagen über England, das um ein Wort (Neutralität), um einen Fegen Papier sich in Krieg gegen ein ihm durchaus freundlich gesinntes Volk entschlossen habe. Der Marsch durch Belgien sei für Deutschland die Frage nach Leben oder Tod. Die selbe Frage, ruft Goschen, ist für Großbritanniens Ehre; „wer soll fortan noch unserem Worte trauen, wenn wir einen feierlich beschworenen Vertrag brechen?“ Aus. Am sechsten August spricht Herr Asquith im Parlament: „Ich bin gewiß, daß dieses Haus, dieses Land (und einst die Nachwelt, die Geschichte) meinem Freund Sir Edward Grey zuerkennen wird, was eines Staatsmannes höchste Zier ist: daß er, ohne je eines Zolles Breite von der Ehre und den Interessen seines Vaterlandes zu opfern, mit so hartnäckigem Eifer wie selten ein Mann für die Erhaltung des kostbarsten Völkergutes, des Friedens, gekämpft hat.“

#### Was ist.

Nie hat ein Staatsmann mit so dunkel umwölkter Stirn wie Sir Edward in Krieg gerufen. „Der Belgische Gesandte hat mir soeben mitgetheilt, daß seine Regierung den deutschen Antrag, weil die Annahme wider die Nationalehre wäre, abgelehnt habe und



fest entschlossen sei, mit all ihrer Macht sich gegen den Bruch des Neutralenrechtes zu wehren. Diese Mittheilung werden wir nun ernstlich erwägen. Mehr will ich darüber nicht sagen.“ So schloß die Rede des Staatssekretärs. Kein Trompetenton; nicht das schüchternste Wörtchen aus Hoffnung auf Sieg oder gar Triumph. Früh schon die Erkenntniß, daß dieser Krieg den wüthendsten Graus bereite, den Satanas ersinnen konnte. Greh hat (wir wissens von Fernen und Nahen) an jedem Tag und in jeder Nacht unter der Vorstellung dieses Gräuels gelitten; darf sich also der Menschheit zu zählen. Und aus der Interview, die er am dreizehnten Mai einem Amerikaner gewährte, spricht das selbe Weh, das ihm vor zweiundzwanzig Monaten die Rednerkraft würgte. Seine Heimath hat drei Millionen Freiwilliger gewaffnet, durch den Beschluß allgemeiner Wehrpflicht die vierte Million gesichert, Geschütz und Geschloß, Kleidung, Proviant, Kriegsgeräth aus der Erde gestampft, trotz Handelskrumpfung und Theuerung im letzten Haushaltsjahr einen Steueraufwand von fast elftausend Millionen Mark erlangt, beinahe zwei Drittel der eigenen Kriegskosten bar, aus Vermögen und Einkunft, gedeckt: und der Leiter des Weltgeschäftes blickt noch so düster wie an der Schwelle des Schreckensgebäudes. Noch heute kein Wort über Rußland und Elsaß-Lothringen. „Belgien und Serbien müssen wieder frei und stark werden. In einem von Preußen beherrschten, nach Preußens Ebenbild umgewandelten Erdtheil wäre das Leben unerträglich. Wir wollen ein freies Europa; gleiches Recht für große und kleine Staaten; Friedenssicherung und Bürgschaft gegen Angriffsriege. Deutsche Philosophen behaupten, in dauerndem Frieden entarte der Mensch und verliere den Muth und die Stärke heldischen Wesens. Solche Lehre, die stets neue Unruhe stiftet, in Rüstung nöthigt, Menschlichkeit und Kultur gefährdet, bekämpfen wir. Wir wollen nach eigenem Willen leben und anderen Völkern die Freiheit ihres Wollens lassen; auch von spektakelnden Diplomaten, ewiger Kriegsgefahr, Waffenschimmer, Säbelgerassel und Kriegsherren wollen wir frei sein. Völkerstreit braucht nicht in Krieg zu führen; wer guten Willens ist und nicht auf Eroberung ausgeht, kann den Streit auf dem Friedensweg schlichten. Belgien war für Deutschland ein eben so fester Schutzwall wie für Frankreich; ein Bollwerk europäischen Friedens, das bis in den Tag deutschen Einbruchs von keiner Macht bedroht war. Wir sagen zu Deutschland: „Den Grund-

sah, auf dem alle Vertheidiger der Freiheit stehen, mußt auch Du achten. Entschließe Dich, allen Völkern, auch den von Preußen unterjochten, echte Freiheit, nicht nur deren Heuchelschein, zu gewähren. Und tilge, im ganzen Umfang des noch Möglichen, das Unrecht, das Du gethan hast.' Niemand ersehnt den Frieden inniger als wir. Doch er kann uns nur genügen, wenn er allen Staaten gerecht wird und das Völkerrecht dadurch wieder achten lehrt. Der aberwitzige Wunsch, Deutschland zu vernichten, seine Einheit zu zerstören, hat uns nie gestreift. Wir werden froh sein, wenn das deutsche Volk so frei wird, wie wirs uns selbst und allen Völkern der civilisirten Erde wünschen. Schon auf der untersten Wissensstufe lehrt Politik (und Geschichte bestätigt es), daß grausame Gewalt nicht, von außen, die Seele eines Volkes morden kann. In so sinnlose Tollheit erniedern wir uns nicht. Wenn der von Alldeutschen genährte Wahn von Weltherrschaft einst verfliegen ist, wird das deutsche Volk sich selbst regiren und nicht mehr, wie der preußische Militarismus, Kriegspläne schmieden, deren Ausführung für einen bestimmten Tag vorbereitet wird. Wo das Volk regirt, will es Frieden. Und lernt die Menschheit aus diesem Krieg nicht neue Kriege meiden, dann bleibt der Schrecken ohne Frucht. Die Deutschen haben kein Zerstörungsmittel verschmäht. Vor Jahren waren uns Stickgase angeboten worden; wir haben sie abgelehnt, weil solche Kampfsart uns civilisirter Menschheit unwürdig schien. Die deutschen Treibminen und Tauchboote bedrohen auf offener See Neutrale wie Krieger; die Zeppelins morden ohne Unterschied der Person und bereiten nur manchmal, durch Zufalls Walten, dem Kriegswert Schaden. Mit Einbruch, Plünderung, Feuersbrunst, Giftgas und Flammenwurfschrecken die Deutschen, ohne Rechtsgefühl und Mitleid, unschuldige Völker. Alles Erfindergenie boten sie zur Zerstörung von Menschenleben auf; und zwangen ihre Feinde, sich in so abscheulichen Kriegsbrauch zu gewöhnen. Soll Wissenschaft die Menschheit vernichten, der sie doch dienen müßte? Die Deutschen meinen, ihre Kultur sei jeder anderen so überlegen, daß sitiliche Pflichte gebiete, sie der ganzen Welt aufzuzwingen. Was diese 'Kultur' leistet, zeigt jezt der Krieg; soll sie sich in einem Gemehel offenbaren, das alles Leben vertilgt? Die Herren Preußens können sich keinen anderen Frieden vorstellen als eisernen, der alle Völker deutscher Willkür unterwirft; und begreifen nicht, daß freie Menschen lieber sterben

als sich in solches Joch ducken wollen. Ehe dieser Ehrgeiz zertrümmert oder in Verzicht begraben ist, kann der Krieg nicht enden.“ Wieder kein Wort von Sieg und Eroberung; wieder als Ziel des Krieges dauernder, durch Verträge gesicherter Friede und die Freiheit der Völker, deren Verfassung nicht, wie Kant wollte, republikanisch, doch demokratisch sein soll. Der Mann, der so spricht, erschäudert vor Krieg wie vor Todsünde wider die Majestät der Menschheit. Ist der Selbe, der einsam, gegen den Kabinettsbeschluß, fürs Stimmrecht der Frauen socht und den die Curzon, Carson, Milner auf allen Gassen als schlappen Weichling verschreien.

Einer, dems zu Haus nicht besser geht, hat ihm geantwortet: der Kanzler des Deutschen Reiches. Nicht in begnadeter Stunde; allzu scheu im Bann des Verlangens, die ihm unfreundlichen Gruppen nicht in neue Tobsucht zu reizen. Ist die Behauptung haltbar, Englands, nicht Deutschlands, Politik sei militaristisch? Läßt sich, gegen den Wortlaut des Blaubuches („Great Britain and the European Crises“; Seite 124) erweisen, daß Grey, ohne Grund, vor den Commons log, da er sagte, im Jahr 1908 habe Iswolskij aus seinem Mund gehört, die Oeffentliche Meinung Englands würde in einer Balkansache mehr als diplomatische Unterstützung nicht billigen? („Mehr wurde von uns nicht erwartet, mehr hatten wir nicht versprochen und mehr gaben wir nicht.“) Wäre England zu Krieg bereit gewesen: Iswolskij hätte die Rache an Aehrenthal gefühlt. Darf man heute noch die Brauchbarkeit eines Vertrages rühmen, der die Pflichtleistung an die Klausel „aufgezwungenen Krieges“ hängt? Der Kanzler muß ja wissen, daß seine Meinung, der Krieg (den Oesterreich-Ungarn fünf Tage nach uns erklärte) sei uns aufgezwungen worden, auf dem weiten Rund der Erde fast nirgendß Glauben gezeugt hat. Lohnt in solcher Stunde die Erwähnung Dessen, was vor dreißig Jahren in zwei londoner Parteiblättern stand? „Ist es nicht der Gipfel des Militarismus, sich an einem Krieg gegen ein anderes Land zu beteiligen, mit dem man keinen anderen Streitpunkt hat, als es zu verhindern, stark zu werden?“ Diese Frage (der Leser hat schon gemerkt) stellt Herr von Bethmann. Wird sie bejaht, dann hatte der friedliche Pusehit Gladstone den Gipfel des Militarismus erklettert, als er 1870 die Gefahr, daß eine Macht sich „ins Maßlose vergrößere“, den schrecklichsten aller Schrecken nannte. Militarismus hat weder mit Wehrfähigkeit noch mit

Herrschaft Sinnesgemeinschaft. Auch Kriegergeist wird erst militärisch, wenn er sich in Gebiete einnistet, wo er nicht hausen dürfte; wenn er, zum Beispiel, einem Kanzler großes Gerülpß gegen eine neutrale Großmacht vorschreibt und den in Vernunft beharrenden schlapp schilt. Der beträchtlichste Satz, den Herr von Bethmann in der Interview mit dem Herrn von Wiegand, einem klugen Freund deutschen Wesens, sprach, rath den Feinden, „die Kriegslage so zu nehmen, wie sie jede Kriegskarte zeigt, und auf dem Boden der wirklichen Thatsachen unter einander die Kriegs- und Friedensprobleme praktisch zu erörtern“. Diesem Rath werden sie wohl erst gehorchen, wenn sie ihre Sache verloren glauben; in absehbarer Zeit also noch nicht. Auch mich hat der amerikanische Journalist gefragt; ob der Versuch einer Friedensstiftung mir jetzt nützlich scheine. Und ich will meine Antwort, eines Privatmannes, nicht hehlen. „Der aus einer versunkenen oder versinkenden Gedankenwelt noch überlebende Aberglaube, der offene Ausdruck der Sehnsucht nach Frieden sei ein ‚Schwächezeichen‘, hindert beide Mächtegruppen, zu versuchen, ob von Volk zu Volk, von Gruppe zu Gruppe eine Verständigung nicht heute, endlich, erlangbar sei. Beide aber wissen schon, daß die völlige Niederwerfung des Feindes unwahrscheinlich, als sichere Folge fortdauernden Krieges nur die Verwüstung Europas und die Entkräftung aller Großmächte vorauszusehen ist. Die psychologische Vorbedingung eines Friedensstifterversuches ist innerlich also erfüllt. Will eine zur Vermittelung geeignete Persönlichkeit warten, bis sie von beiden Gruppen dazu aufgefordert wird, dann will sie eine Stunde abwarten, in der ihr Eingriff überhaupt nicht mehr nöthig ist. Denn ist auf beiden Seiten der Wunsch nach Frieden so stark, daß von beiden Vermittelung erbeten wird, dann entwerthet sie sich zu leerer Formalität und ist nur noch das Feigenblatt, das die falsche Scham der Kriegsmüden deckt. Durchaus aber verstehe ich, daß ein bedeutender Mann, der eine große Nation vertritt, nicht nutzlosen Eifer zeigen und sich eine Ablehnung holen will. Was also kann, heute und morgen noch, geschehen? Dieses: An alle im Krieg stehenden Staaten kann, zu gleicher Zeit, die Frage gerichtet werden: ‚Seid Ihr bereit, dem Grundsatz zuzustimmen, daß dem von der ganzen in Bürgerfittlichkeit gewöhnten Menschheit zu beklagenden Krieg ein organisirter Friede folgen muß, der bei ungeschmälerter Wahrung aller Souveränitätrechte interna-

tionale Vereinbarung über alle dazu geeigneten Wehrfragen, zu Land und zu See, sichert und einem internationalen Schiedsgericht die Möglichkeit schafft, seine Beschlüsse, im Nothfall, gegen Widerpenstige mit Gewalt oder durch Boykott durchzusetzen? Wer diese Frage verneint, beweist damit, daß er die großen Zeichen der Zeit nicht erblickt oder nicht richtig zu deuten vermag und daß er das Schicksal seines Volkes und Staates auf die Waffen nicht auf den Geist, stellen will. Das ist sein Recht; aber er muß die Folgen tragen. Wer die Frage bejaht, kann sich der Gewissenspflicht nicht entziehen, sofort wenigstens den Versuch zu machen, ob auf der durch die Bejahung gelegten Basis nicht eine Verständigung über den Machtstreit und die territorialen Fragen zu erlangen ist. Als den Hauptgrund, der unsere Feinde zur Fortsetzung des Kampfes sporn, erkenne ich den Glauben, das Deutsche Reich werde nach jedem Friedensschluß seine Rüstung fortsetzen und die Gegner von heute dadurch zu neuem Kraftaufwand zwingen, den ihre Volkszahl oder ihre nationale Eigenart verbiete. Deshalb sei besser, jetzt, im Guten oder im Schlimmen, durch Sieg oder durch Untergang, in Klarheit zu kommen. Im Sinn des deutschen Sprichwortes: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Dieser Glaube irrt aber. Deutschland hat den Wunsch nach internationaler Vereinbarung bisher nicht eifrig gefördert, weil die Machtgruppe, die ihn empfahl, von dem Trieb geleitet war, in der Stunde internationalen Rechtsstreites dem Deutschen Reich den Willen einer Mehrheit aufzuzwingen, die der uns gegnerischen Gruppe stets gewiß war. Solchem im Voraus bestimmten Spruch sich zu beugen, hätte das Selbstachtungbedürfnis des deutschen Volkes niemals erlaubt. Jetzt erst, da erwiesen ist, daß die Stimmenmehrheit nicht der Ausdruck einer Uebermacht war, ist eine neue Situation geschaffen und eine haltbare Grundlage für ein internationales Abkommen über Rüstung- und Wehrfragen möglich geworden. Dieses Abkommen würde die Welt nicht nur von dem Gespenst des ‚Militarismus‘, sondern auch von der Seethranneel befreien, unter der mit uns jetzt die friedlichen Völker zweier Erdtheile leiden. Wird solches Abkommen, als Ziel des Krieges erreicht, dann war das furchtbare Völkerringen für Menschheit und Menschlichkeit (die uns nicht weniger heilig ist als anderen Völkern) nicht ertraglos; dann kann aus der Blutsaat unverwelkliche Frucht reifen. Nur dann. Und eben so unverwelklich wird der Ruhm des Mannes

und der Nation sein, die durch rechtzeitige, kluge und taktvolle Fragestellung zu solcher Fruchtreise mitgewirkt haben. Diese öffentliche, nicht überhörbare Rundfragestellung scheint mir das heute noch (aber bald vielleicht nicht mehr) Mögliche und deshalb Nothwendige. Ich spreche meine Ueberzeugung offen aus, weil Deutschlands Stellung im zweiundzwanzigsten Kriegsmonat, innen und außen, so unerschüttert ist, daß es vor Mißverständnis oder Fälschung seiner Absicht sich nicht zu fürchten braucht. Lehnen unsere Feinde schon die Beantwortung der prinzipiellen Frage ab: wir können warten und weiterkämpfen. Glaubt die Kaiserliche Regierung, sie verneinen zu müssen: so weiß die Welt, daß sie sich auf den Versuch einrichten muß, das Ende dieses Krieges mit ausschließlich militärischen Mitteln zu erstreiten.\*

Herrn von Bethmann wird meine Antwort kaum mehr gefallen, als mir seine gefiel (die vergaß, daß, wer mit einem Gegner verhandeln möchte, sich zunächst in dessen Seelenstand einfühlen muß). Heftiger als Schimpfreden eines Feindes hat ihn gewiß aber der Fehderuf gekränkt, den der Kopf der Nationalliberalen ausstieß. „Der Centralvorstand wiederholt nachdrücklich seine bereits am fünfzehnten August 1915 geäußerte und durch die Ereignisse seither bestätigte Ueberzeugung, daß nur Hinausschiebung der Land- und Seegrenzen des deutschen Machtbereiches in Ost und West und Uebersee dem deutschen Volk die nothwendigen realen Garantien für seine künftige militärische, politische und wirtschaftliche Sicherung schaffen können. Der Centralvorstand erklärt diese nicht allein auf Verträgen, sondern auf wirklicher Machterweiterung beruhende Sicherung gerade gegenüber England als dem immer deutlicher erkennbaren Hauptfeind Deutschlands, für besonders nothwendig. Er erachtet es daher für eine Hauptaufgabe der deutschen Politik, der deutschen Kriegsführung die Freiheit im Gebrauch aller militärischen Mittel zu sichern, die einen für die deutsche Zukunft unentbehrlichen, entscheidenden Sieg über diesen Hauptfeind gewährleisten. Der Centralvorstand weiß sich mit der nationalliberalen Reichstagsfraktion einig in dem hohen Werthe der U-Boot-Waffe; die das geeignetste Mittel ist, England auf seinem eigensten Herrschaftsgebiet, zur See, zu schlagen und damit den Krieg zu einer schnellen, siegreichen Beendigung zu führen. Der Centralvorstand bittet die Reichstagsfraktion, für den Fall, daß Amerika den in der deutschen Note ausgesprochenen Voraussetzungen nicht ent-

sprechen sollte, mit allem Nachdruck dafür einzutreten, daß in Ausnützung der in der deutschen Note vorbehaltenen Freiheit der Entscheidung von der U-Boot-Waffe im Handelskrieg rechtzeitig uneingeschränkter Gebrauch gemacht wird. Der Centralvorstand weist erneut darauf hin, daß er mit der ganzen Partei geschlossen hinter jeder Regierung stehen wird, die diese Ziele mit unbeugbarer Festigkeit verfolgt. Der Centralvorstand mißbilligt aufs Schärfste, daß in diesen Fragen, die nicht nur über den Ausgang des Krieges, sondern über die ganze zukünftige geschichtliche Stellung des Deutschen Reiches entscheiden müssen, nicht nur eine freie Meinungsäußerung in der deutschen Presse verhindert, sondern vielmehr dem Volke eine mit seinem wahren Willen nicht übereinstimmende Meinung künstlich aufgedrungen werden soll. Es muß erwartet werden, daß die Leitung der auswärtigen Politik (Das heißt: der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes) die Verantwortung für alle diejenigen Censurmaßnahmen übernehmen, die, wenn auch formell von militärischen Stellen verhängt, doch in Wahrheit in ihrer Tendenz von den politischen Leitern des Reiches veranlaßt worden sind.“

Ein Schußmann hätte, nach dem Spähgang durch die Tauenzienstraße, den Trost fleischloser, fettloser Tage, solche Sätze geleistet. Kämen sie unverhüllt aus dem Gemüth Wackerer, die, weil sie Unsummen scheffeln und sich auf Machthügeln sonnen, den Krieg wie edlen Rauenthaler schürfen: wir dürften lächelnd bekennen, daß hier Unbeschreibliches gethan ward. Dem Reich, also der Gesamtheit seiner Bürger, für Massenwaare Preise abnehmen, die Riesengewinn und Genesung von Urtiengrippe und anderem Friedenssiechthum sichern, aus der Lunge des Meßbudenlochers nach Annexion schreien, die neuen Krieg, neuen Profit verbürgt, die Waffe rühmen, die neutrale Handelschiffe, also lästige Wettbewerbsmöglichkeit, zerstört: Patterjohten; deren Flamme endlich ins Waterland schlägt und deren (blauer, brauner, grauer) Schein die Hoffnung gefälliger Wahlmacher nicht trägt. Jetzt, psauen sie, schon Friede? „Nicht, ehe die ganze Bande keuchend auf den Knien liegt“ (und das Neß, weil dahel nichts mehr zu fischen ist, wieder in fremde Wasser gesenkt werden muß). Doch für diese Winkelfansare hat der Centralvorstand der Nationalliberalen Partei die Verantwortung übernommen. Der sagt: „Wird nicht in Ost und West annekirt, dann hat Deutschland keine Zukunft;

bann endet morgen seine Geschichte. Zukunft und Geschichte holt der Teufel, wenn uns der Himmel nicht entscheidenden Sieg über England beschert. Der ist unentbehrlich; aber auch schnell zu erstreiten. Kleinigkeit! Würde tadellos gemacht, wenn nicht Kanzler und U. A. Sekretär die Volksmeinung fälschten: die militärischen Stellen zur Verbreitung einer Tendenz zwingen, die nur in dem schwachen Herzen der politischen Reichsleiter entstehen konnte.“ Solches war noch nicht. Daß es gedruckt, von Millionen gelesen wurde, kann nützlich wirken. Nicht nur auf den Gerichtsspruch über den Abgeordneten Liebknecht. Was verrieth dessen Mairfestzorn den Feinden? Daß ein rother Hitzkopf raschen Friedensschluß ersehnt, Klassenkampf nothwendiger als Völkerkampf findet und aus dem Kriegerrod schlüpft, um in selbstloser Leidenschaft einem ererbten, tausendmal von unverschleierter Inbrunst umfangenen Ideal neuen Anhang zu werben. Wider die Zuchtregel; auch wider den Rath zu weiser Bescheidung. Ganz andere Reichsgefahr aber würde flügge, wenn der verehrliche Centralvorstand der Partei, deren Führer Bismarck Dummlöpfe und Karlchen-Mieznick-Politiker schalt, erweisliche Wahrheit spräche. Daß er es glaubt, muß man ihm glauben; und den Mächtigen dankbar sein, die ihm so schrillen Ruf erlaubten. Nicht um Winziges geht's. Um Krieg oder Frieden mit den Vereinigten Staaten; um Sieg und Zukunft des Reiches (und: der Nationalliberalen Partei). Die Unantastbaren des Vorstandes sollen beweisen, daß die Herren von Bethmann und von Jagow die militärischen Censurstellen nöthigen, gegen ihre Ueberzeugung zu handeln; daß die Volksmehrheit den bedenkenlosen Tauchbootkrieg gegen alle Handelsschiffe will, der täglich hundertmal gepriesen, von der Kaiserlichen Regierung aber eingestellt worden ist; daß diese Kriegsform England schnell in Ohnmacht umwerfen kann; daß Deutschlands Sicherheit nur durch die Einpflanzung fremder Volksp splitter verbürgt wird. Das hat der Vorstand öffentlich behauptet. Das muß er vor Vertrauensmännern beweisen. Sonst verfeucht die Angst vor dem Rückfall in die Lage der Williams und Bestushew die Stimmung der kämpfenden, darbenden Landsmannschaft. Mißlingt der Beweis: Nechtung wäre zu linde Strafe. Präsident Wilson hebt sich ins Amt des Friedensstifters. Und eine Kriegswoche kostet so viel Menschen glück und Reichskraft, daß die Hoffnung, eine uns, eine nur zu ersparen, mit lenzlich dustendem Klöppel in Finsterniß läutet.



# Dresden - Hotel Bellevue

Weitbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

## Fürstenhof Carlton-Hotel — Frankfurt a. M. —

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

**Wagners**  
**Saar-Riesling**  
Saar-Schaumwein

*Vornehmste deutsche  
Schaumwein-Spezialität*

**Einzig in seiner Art.**

*Aus naturreinen Qualitätsweinen der Saar hergestellt.  
Leicht, raffig, blumig und ausserordentlich  
bekömmlich.*

*Centralverkaufsstelle: Berlin W30*

# Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hausinktur bei Nierengries, Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

— 1914 — 11,325 Badegäste und 2,181,681 Flaschenversand. —

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

**Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.**

# Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!

Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

**Täglich grosses Konzert.**

**Neu! AQUARIUM mit Terrarium u. Insektarium.**

**Sanatorium Bühlau**

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

**Dr. Bruhn's Wäsche** geruchl., unschädl.,  
Ingelefererschutz,  
Pulv. für 6 Hemd. 1 M. Parus, Hamburg 36a.

# Denkt an uns! Sendet

## Galem Aleifum Galem Gold

(Hohlmundstück)

(Goldmundstück)

Zigaretten

Willkommenste Liebesgabe!



Von Russen beschlossene  
deutsche Autopasselle

Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10  
3 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stück

Orient-Tabak- u. Cigarettenfabr. „Jenidze“, Dresden  
Inh. Hugo Zietz, Bollfelerstr. 8 M. d. Königs- u. Sachsen-

20 Stück feldpostmässig verpackt **portofrei!**  
50 Stück feldpostmässig verpackt **10 Pf. Porto!**

**Trustfrei!**

# Bad Salzbrunn

Oberbrunnen

bei Katarrhen der Atmungs-  
und Verdauungsorgane,  
Emphysem, Asthma, Influenza.

Kronenquelle

bei Nieren- und Blasenleiden,  
Gicht und Zuckerkrankheit.

Gestellungen  
auf die

**Einbanddecke**

zum 94. Bande der „Zukunft“

(Nr. 17—26. II. Quartal des XXIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum  
Preis von Mark 1.60 werden von jeder Buchhandlung od. direkt  
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a  
entgegengenommen.

# Grunewald- Rennen.

Zweiter Tag

Sonntag, den 28. Mai, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.:

## Preis der Nachtigall

Preise 13 000 M.

---

### Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 12 M.

I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.

Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. II. Platz: 3 M.,

Kinder 1 M. Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. III. Platz:

1 M. IV. Platz: 0,50 M.

Wagenkarte: 10 M.

---

**Vorverkauf** von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im Weltreisebureau „Union“, Unter den Linden 22, und Kaufhaus des Westens, Tauentzienstr. 21—24.

---

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagssäulen.

**Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“** nur **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59. Fernspr. Amt Zenitrum Nr. 108 09, 108 10.

*Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.*

# Galamander



# Stiefel



★ Die deutsche ★  
Weltmarke



JOE  
LOE

